

Franz Georg Friemel

Religiöse Unterweisung in der DDR - Eine Auskunft aus katholischer Sicht

Für Ernst-Rüdiger Kiesow, Rostock, zum 65. Geburtstag

Die katholische Kirche in der DDR, einem Land, dessen Tage nun gezählt sind, ist in religionspädagogischer Hinsicht einen anderen Weg gegangen als in der Bundesrepublik. Sie mußte ihn gehen, weil Kirche und Bildungswesen nicht nur nichts miteinander zu tun hatten, sondern sich antagonistisch gegenüberstanden. Das Menschenbild, die pädagogische Zielvorstellungen, die dominierende Stellung der an den Vorgaben der SED orientierten Volksbildung standen den katechetischen Bemühungen einer kleinen Diasporakirche diametral gegenüber. Das Bildungswesen war von seiner Gesamtatmosphäre her säkularistisch und atheistisch. Es hatte eine antichristliche und antikirchliche Spitze. Jeder junge Mensch in der DDR mußte dieses Erziehungssystem durchlaufen. Es gab nur das sogenannte einheitliche sozialistische Bildungssystem, das in der Beurteilung der SED dem Bildungswesen in Westdeutschland „eine ganze historische Epoche voraus“ sein sollte. Es handelte sich dabei um die Konzeption von Bildung und Erziehung, die den jungen Menschen vom Kindergarten bis zur Universität unter marxistisch-leninistischem Vorzeichen ansprach, ihn indoktrinierte und vor administrativen Maßnahmen nicht zurückschreckte. Die Kirche - wir können auch sagen die Kirchen, denn in der evangelischen Kirche bestand, obgleich sie etwa sechsmal so viele Gläubige wie die katholische Kirche umfaßt, dem Staat gegenüber die gleiche Situation - war in der Defensive, und es war sozusagen ausgemachte Sache, daß sie aufgrund der sozialökonomischen Verhältnisse in der DDR in absehbarer Zeit zum Absterben verurteilt war.

Gleichwohl haben die Kirchen immer versucht, mit den christlichen Kindern und Jugendlichen im Gespräch über den Glauben zu bleiben, zum Glauben zu helfen, Verständnis für die religiöse Dimension zu wecken, die Hl. Schrift gemeinsam zu lesen, in den Glauben und in die Lehre der Kirche einzuführen. Weltlich betrachtet und nur institutionell gesehen war das ein ziemlich aussichtsloses Vorhaben. Die Tatsache, daß die Katecheten in der DDR vierzig Jahre lang - nicht ohne Schmerzen und Tränen - diese katechetische Aufgabe treu erfüllt haben, ist selbst ein Akt des Glaubens.

Aus Religionsunterricht wird Katechese

In den Wirren der Nachkriegszeit, als in die mitteldeutsche Diaspora Hunderttausende von katholischen Christen aus den verlorenen Ostge-

bieten einströmten, versuchte man religiöse Unterweisung nach den alten Plänen der „Seelsorgestunden“, man unterwies Kinder am Sonntagnachmittag in der Kirche, man orientierte sich an der alten Schulbibel und dem Einheitskatechismus. An einigen Stellen gelang es - zum Beispiel in Bernburg, wo Heinz Schürmann damals Vikar war - eigene kurze Zusammenstellungen der Glaubenslehre zu drucken. Die sowjetischen Kulturoffiziere waren da und dort großzügig. Auch in den etwas wirren Nachkriegsjahren, in denen die Bevölkerung fluktuierte und viele der Vertriebenen, die in der damaligen Ostzone sesshaft geworden waren, bald wieder ihren Weg nach Westen fortsetzten, fiel katechetische Unterweisung nicht aus. Vor allen Dingen wurde die Sakramentenvorbereitung - Bußerziehung und Kommunionunterricht - ernst genommen, und das war personell auch möglich, denn mit den aus dem Osten vertriebenen Laien kamen ja auch Priester und Seelsorgehelferinnen in die mitteldeutsche Diaspora.

In der ersten Verfassung der DDR von 1949, die sich an die Weimarer Verfassung anlehnte und mehr demokratisch als sozialistisch war, gab es das Recht der Religionsgemeinschaften, in den Räumen der Schule Religionsunterricht zu halten. Religionsunterricht war kein Fach im Stundenplan, sondern fand am Nachmittag statt, aber der Begriff verband sich für viele katholische Eltern mit dem Gedanken der Schulpflicht. Auch der Name „Religionsunterricht“ wurde beibehalten und erwies sich als zählebzig. In vielen Gemeinden hat man - bis heute - die Beobachtung gemacht, daß die Zahl der Kinder, die an der wöchentlichen religiösen Unterweisung der Pfarrei teilnehmen, höher ist als die Zahl der sonntäglichen Gottesdienstteilnehmer gleichen Alters. Aber der nachmittägliche Religionsunterricht in der Schule war eine triste Veranstaltung. Es handelte sich nur um wenige Kinder in einem unfreundlichen Klassenzimmer, in einer leeren Schule, unter einem Stalinbild. Nach und nach maßten sich auch die Direktoren eine gewisse Kontrolle über das, was in ihrer Schule geschah, an. Deshalb zogen es viele Pfarreien vor, auf dieses verfassungsmäßig garantierte Recht zu verzichten und in der Pfarrei Räume für den Unterricht bereit zu stellen oder auszubauen. Der Religionsunterricht wandert nun von der Schule in die Gemeinde und wird Katechese. Damit änderte sich auch ihr Charakter. Die Katecheten erkannten nämlich bald, daß die Methoden einer streng unterrichtlichen Unterweisung nach Art der Schule - die in der DDR ja eine Art Drillschule war - dem Thema nicht angemessen waren. Die Katechese in der Pfarrei wird also entschult. Es kommen Spielelemente hinein. Das Gespräch, bei dem jeder seine Meinung sagen kann, ist ein wichtiges Element, denn diese freie Rede ist in der Schule, je sozialistischer sie wird, desto weniger möglich. Die Sitzordnung, die Raumausstattung verzichten auf an der Schule orientierte Gestaltung. Die Katechese wird eng mit dem Gemeindeleben, mit der Liturgie

und mit dem Kirchenjahr verbunden. Sie spielt sich in einem rein kirchlichen Milieu ab, entwickelte sich zu einer christlichen Subkultur im Freizeitbereich. Es wurde nicht auf Leistung, aber auf Atmosphäre geachtet. Diese Art von Katechese, die manchmal im Arbeitszimmer des Pfarrers stattfand, war nicht sehr anspruchsvoll, aber sie war kommunikativ. Es ging in ihr „gemütlich“ zu. Die Kinder und Jugendlichen brachten oft ihre nichtkatholischen Freunde oder Freundinnen mit. Merkwürdigerweise redete der Staat nur selten dazwischen. Diese kirchliche Katechese war nicht sehr erfolgreich, aber sie war nicht unwirksam. In ihr wurden auch Probleme der Schule besprochen, es wurde Stellung genommen zu den Anwürfen gegen Kirche und Glauben. Kinder und Jugendliche, die dadurch verunsichert waren, konnten hier wieder beruhigt und bestärkt werden.

Die gemeindliche Katechese, die sich in der DDR entwickelt hat, ist nicht zu verwechseln mit der „Gemeindekatechese“. Die Verantwortung für das katechetische Wirken der Kirche trägt in der DDR der Pfarrer mit den Mitarbeitern im pastoralen Dienst. Katechese wird in der Regel erteilt durch Priester, Seelsorgehelferinnen und Katecheten, also von ausgebildetem Personal. Einige Diözesen haben Kurse für Katecheten eingerichtet, die nebenamtlich an dieser gemeindlichen Katechese beteiligt sind. Subjekt der Katechese ist auch in der DDR noch nicht die Gemeinde, sondern die Gemeindeleitung. Es gibt aber Ansätze dafür, daß Gemeindeglieder in der Vorbereitung der Sakramente ihre katechetische Verantwortung realisieren.

Organisation und Pläne der Katechese

Die Erfüllung der katechetischen Aufgaben in den Gemeinden wird koordiniert durch eine Arbeitsgemeinschaft der Katechetischen Ämter der sechs Diözesen und Jurisdiktionsbezirke. Diese Arbeitsgemeinschaft hat einen verbindlichen Lehrplan erstellt, der als Zielfelderplan konzipiert ist. Er ermöglicht verschiedene Variationen, weil ja die Situation in den Gemeinden unterschiedlich ist. Der Plan rechnet mit einer Wochenstunde je Jahrgang und ist als Stoffeinheit sehr gerafft oder auch in erweiterter Form - vorbereitende Aufgaben, arbeitsunterrichtliche Tätigkeit, Exkursion, Spiel - angeboten. Es gibt Gemeinden, in denen nur alle vierzehn Tage eine Glaubensunterweisung für Kinder und Jugendliche angeboten werden kann. Einige wenige Gemeinden sind dazu übergegangen, einmal im Monat ein katechetisches Wochenende anzubieten, zu dem auch die Kinder der weitverstreuten Dörfer in den Pfarrort geholt werden. Jede Gemeinde muß den Plan ihren konkreten Möglichkeiten anpassen.

Der Plan für das *erste* Unterrichtsjahr sieht vor, die Kinder in ihrer Welt anzusprechen und durch ein vertieftes Sehen und Hören die Gestalt Jesu zu erfassen. Die katechetische Arbeit mit den Sechsjährigen reflektiert

über Sehen und Hören als Fähigkeiten der Kinder und hilft in der Schulung der Sinne, tiefer zu sehen und intensiver zu hören, damit ihr Interesse an Jesus geweckt wird. Die großen Themen sind den Festen des Kirchenjahres entnommen. Der Weihnachts- und Osterfestkreis steht thematisch im Vordergrund. Die Auseinandersetzung mit dem Festgeheimnis soll aber anthropologisch tief angesetzt werden; die Träume, Wünsche, Sehnsüchte und Konflikte der Kinder werden genannt, Ansätze zu einer Transzendenzerfahrung bewußt gemacht. Jesus wird gezeigt als der, welcher auf die Sehnsüchte und die Nöte der Menschen antworten kann.

Bei der Besprechung des Pfingstfestes etwa sollen die Kinder, die so lange nach Jesus leben, die Erfahrung machen, daß die Kraft des Anfangs heute noch spürbar ist, und daß Jesus heute noch in der Welt durch Menschen, die von seinem Geist erfüllt sind, wirkt.

Parallel zu den Inhalten der Katechese werden Vorschläge für Elternabende gemacht: Einführung in das in der ersten Klasse verwendete Unterrichtsbuch; Hilfen für die Gestaltung des Kirchenjahres in der Familie; Leistung als fraglicher menschlicher Maßstab; Chance oder Last des Streitens; der Sonntag und „Beten zu Hause“.

Der Plan für das *zweite* Schuljahr versucht eine Hinführung zum Leben in und mit der Gemeinde. Die Glaubensunterweisung will damit das mystagogische Jahr, das zu Beichte und Erstkommunion im dritten Jahrgang führt, vorbereiten. Der Sonntagsgottesdienst ist der Leitfaden. Auch in diesem Jahr prägt ein christologischer Ansatz den Unterricht. Christus ist es, dem die Gemeinde in der Eucharistiefeyer begegnet. Die einzelnen Zielfelder haben folgende Themen:

Christen gehören zu einer Gemeinde; die Gemeinde verkündet das Evangelium; die Gemeinde lobt und dankt Gott; die Gemeinde dient den Menschen; der Gemeinde wird vergeben, und die Gemeinde hofft.

Im *dritten* Jahrgang werden die Kinder in der Regel zum Empfang von Bußsakrament und Eucharistie geführt. Eine kindliche Ethik wird nach den drei Pflichtkreisen vermittelt, die in der Sprache des Unterrichtsbuches lauten: Gott lieben; Menschen lieben; selbst gut und tüchtig werden. Der Erstkommunionunterricht hat die Gestalt der Einführung in die heilige Messe.

Im *vierten und fünften* Jahrgang ist die Hl. Schrift des Alten und Neuen Testaments das Hauptthema. Auch die bibelorientierten Zielfelder werden unaufdringlich ans Kirchenjahr angeschlossen. Die Themen lauten: Menschwerdung; Botschaft Jesu; Passion und Auferstehung; Anfänge der Kirche; zwei testamentliche Zielfelder beschließen das Angebot: Abraham und Mose.

Auch im vierten und fünften Schuljahr bietet der Plan Vorschläge für Elternabende an: Einführung in das biblische Lesebuch; Gebetserziehung;

literarische Gattungen; die Bedeutung der Eltern für die Glaubensgeschichte des Kindes; Brauchtum in der Familie und Autorität in der Erziehung.

Der *sechste bis achte* Jahrgang dient der systematischen Information über den Glauben. In diesem Alter sind erste Überblicke und der Sinn für Zusammenhänge möglich. Da die Katechizanden zumeist in einer ungläubigen Umwelt leben, sollen sie nicht nur wissen, was sie glauben, sondern auch lernen, über religiöse Fragen sach- und altersgerecht zu sprechen. Die Themen lauten: Kirche und Sakramente (aufgegliedert in Zielfelder); christliches Leben und seine Vollendung (vier Zielfelder); eine exemplarisch angesetzte Einführung in die Hl. Schrift (aufgegliedert in eine Einführung in das Neue Testament, die Schöpfungstexte und eine Übersicht über die Geschichte Israels).

Begleitende Elternabende führen die Eltern in den Katechismus ein, ermöglichen ein Gespräch über Erziehung in der Vorpubertät und geben den Eltern Hilfen für den Umgang mit den Texten der Hl. Schrift.

Im *neunten und zehnten* Jahrgang wird der Stoff in vier Zielfelder gegliedert: Junge Menschen fragen nach sich selbst; Jesus Christus ist der Maßstab christlichen Lebens; unterwegs in der Gemeinschaft der Glaubenden; Kirche in der Welt (wozu auch ein Blick in die Geschichte der Kirche gehört. Die Stichworte des Planes sind: Christenverfolgung; Mönchtum; Kreuzzüge; der Fall Galilei und Kirche und Kultur).

Im neunten und zehnten Jahrgang wird das Themenangebot des Planes immer wieder durchbrochen werden von den Themen und Fragen, die die jungen Menschen einbringen. Der Katechet soll offen sein für die Diskussionen, die von den Jugendlichen begonnen werden. Als Regel gilt: „Fragen haben Vorfahrt!“

Es gibt auch eine kirchliche Unterweisung für Schülerinnen und Schüler der *elften und zwölften* Klasse, die auf Abitur und Studium vorbereitet. Da es bisher nur in den größeren Städten katholische Schüler in Erweiterten Oberschulen gab, spielt diese Unterweisung zahlenmäßig keine bedeutende Rolle. Die Themen werden vom Katecheten im Gespräch mit den jungen Leuten festgelegt. Früher einmal wurde in dieser Zeit der Auseinandersetzung mit dem Marxismus-Leninismus als Weltanschauung großer Raum gewidmet.

Hilfsbücher für die Glaubensunterweisung

Es ist immer wieder gelungen, im Benno-Verlag Bücher für die Glaubensunterweisung herauszubringen. Im ersten Jahrgang heißen die Bücher „Kinder Gottes“ oder - neuerdings - „Kommt und seht“, im zweiten Jahrgang „Miteinander glauben“, im Sakramentenjahr „Zeichen der Liebe“, im vierten und fünften Jahrgang „Gotteswort“, im sechsten bis achten Jahrgang „Grundriß des Glaubens“ - es wird aber auch das Neue Testa-

ment benützt -, im neunten und zehnten Jahrgang „Glaube aktuell?“. Es wird sich zeigen, ob die Katecheten nach Öffnung der Grenzen bei diesen eingeführten Büchern bleiben oder ob sie Angebote westlicher Verlage für die katechetische Arbeit aufgreifen werden, denn in der Vergangenheit war es nur selten möglich, Religionsbücher so zu gestalten, wie es den Verfassern vorschwebte. Die Möglichkeiten der Herstellung waren begrenzt.

Schwierigkeiten gab es regelmäßig, wenn Religionsbücher aus der Bundesrepublik, auf die Verhältnisse in der DDR adaptiert, als Lizenzausgabe erscheinen sollten. Dann genügte es den Zensurbehörden oft nicht, daß z.B. die Wohlfahrtsorganisationen des Westens durch die „Volkssolidarität“ ersetzt wurden, sondern es ging in zähen Verhandlungen auch um Neuformulierungen von Lehraussagen. Es stand manchmal die Frage, ob man es noch verantworten kann, daß der sogenannte Grüne Katechismus im Osten, etwa beim Thema Eigentum, anders formuliert als der Grüne Katechismus (West). Ein Vergleich beider Fassungen ist heute noch für Wissenschaftler, die eine Geschichte der Katechese im geteilten Deutschland schreiben, interessant und aufschlußreich. Aber vielleicht nur für sie.

„Frohe Herrgottsstunde“

Die in der Pfarrei erteilte christliche Unterweisung wird vorbereitet durch eine Kleinkinderkatechese für Vier- bis Sechsjährige. Die Gemeinden in den fünfziger Jahren verstanden allmählich, daß die ersten Lebensjahre des Menschen Weichenstellungen für die Zukunft bedeuten. So kam man auf eine religiöse Unterweisung schon vor dem sechsten Lebensjahr. Es begann sehr schlicht. In jeder Pfarrei gab es religiös aufgeschlossene junge Mütter, die damals noch nicht so stark wie heute in den Produktionsprozeß eingeschaltet waren und sich Zeit nehmen konnten, kindliche Fragen zu beantworten, das Leben des Kindes mit Gott zu formen, und sich bewußt als religiöse Erzieherinnen sahen. Da und dort bat man diese Mütter, ihre eigenen Kinder und katholische Kinder der Nachbarschaft zusammenzufassen. Es wurde sehr schlicht vom Vater im Himmel, von der Schöpfung, vom Heiland erzählt. Die großen christlichen Feste wurden gedeutet, und es wurde in den kleinen Gruppen ein christliches Brauchtum gepflegt. Worüber geredet wurde, das wurde im Laufe eines Vormittags im Werken oder Singen oder im religiösen Spiel vertieft. Solche Kleinkinderkatechesen beginnen und enden mit einem Gebet.

Aus solchen informellen Anfängen wurde dann - mit Hilfe der Caritas - eine katechetische Institution. Es wurden Kinderkatechettinnen ausgebildet, Themenvorschläge erarbeitet und ein Materialangebot gemacht. Das Probierstadium des Anfangs wurde ersetzt durch eine organisierte katechetische Arbeit mit Vorschulpflichtigen. In vielen Pfarreien, in denen es keinen katholischen Kindergarten gibt - und das sind die meisten -, gibt es

diese, nach einem Buchtitel so genannten „Frohe Herrgottsstunden“. Es sind auch kirchliche Kindergärtnerinnen, die sich für diese Arbeit zur Verfügung stellen, in vielen Gemeinden aber auch Mütter aus der Gemeinde.

Religiöse Kinderwoche

Die gemeindliche Katechese wird ergänzt durch eine sogenannte „Religiöse Kinderwoche“. Schon in den fünfziger Jahren begann in der Pfarreien der Versuch, mit Kindern den gemeinsamen Glauben gemeinsam zu leben. Die Verantwortlichen hatten gemerkt, die eine Wochenstunde, die eingespannt ist in viele andere Aktivitäten der Kinder - von der Beaufsichtigung kleiner Geschwister bis hin zu außerunterrichtlichen Veranstaltungen und Zirkeln der Schule - führten nur selten zu einer Vertiefung des Gelernten. Es gibt kein Ausschwingen, nur geringen Transfer ins Leben. Aus ersten Versuchen, die Ferien für die Glaubensunterweisung zu nutzen, wurde eine Institution. Die Religiöse Kinderwoche ist konzipiert als Ergänzung zur pfarrlichen Katechese. Sie beschäftigt sich mit einem Schwerpunkt des Glaubens und hat als Thema etwa das Vaterunser, die Schöpfung, das Suchen nach Gott, die Heiligen, die Aufgabe der Propheten, gezeigt am Beispiel des Jeremia. Im Jahr 1990 hat die religiöse Kinderwoche das Thema der Ökumenischen Versammlung in Dresden und Basel zum Inhalt: Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Die Religiöse Kinderwoche hat auch die Funktion einer Brücke. Sie verbindet das Anfang Juli auslaufende katechetische Arbeitsjahr mit dem im September neu beginnenden.

Das Thema wird nach sechs Tagen einer Woche gegliedert. Jeder Tag erhält ein Unterthema, das nach vielen Seiten hin vertieft, aber auch verbreitert werden kann. In einem gemeinsamen Gottesdienst mit den Teilnehmern der Kinderwoche, den Helfern, oft auch mit den Eltern findet die Woche ihren festlichen Abschluß. Die Arbeitsgemeinschaft der Katechetischen Ämter in der Kirche der DDR bereitet ein Materialangebot für alle Bistümer vor. Es sind vor allen Dingen die Kinder der mittleren Kindheit, die an diesen Veranstaltungen teilnehmen. Es handelt sich um eine katechetische Veranstaltung im entspannten Feld der Ferien. Der Katechet hat Zeit für die Kinder, die Kinder haben Zeit füreinander und für die Sache. Die ganze Lerngruppe mit dem Katecheten hat Zeit für Gott. Kinder erleben dabei, daß Religion nicht nur eine Anstrengung ist und eine Last, sondern auch bereichernd und schön ist. Evangelische Gemeinden übernehmen zunehmend das Material für ähnlich angelegte Aktivitäten.

Wenn eine solche Religiöse Kinderwoche gelingen soll, müssen viele Helfer aktiviert werden. Das bedeutet auch immer die Weckung von Interesse für religiöse Erziehung, Motivation zur Mitarbeit. Problematisch

wird eine solche Kinderwoche dann, wenn die offene Form nicht gemeistert wird, wenn es nicht gelingt, die Waage zu halten zwischen Freizeitaktivität und religiöser Vertiefung. Das geschieht dann, wenn man ableitet in einen in die Ferien verlegten Religionsunterricht oder in eine von der Pfarrei veranstaltete organisierte Freizeit.

Die Schwierigkeiten christlicher Kinder

Es war in den christlichen Kirchen des westlichen Deutschlands immer bekannt, daß Christen der DDR es schwerer hatten. Man wußte auch, daß solche Schwierigkeiten nicht nur mit der ungleich schlechteren materiellen Basis des Lebens östlich von Werra und Elbe zu tun haben. Man ahnte auch etwas von den besonderen Problemen christlicher Kinder. Ich versuche, die Probleme eines christlichen Kinderlebens in der DDR-Gesellschaft ein wenig zu beschreiben.

Die Probleme der Kinder sind die Probleme der Familien. Da aber Kinder ungefestigter und schutzloser sind, verstärken sich bei ihnen die Schwierigkeiten.

Die staatstragende Partei war nicht nur sozialistisch, sondern auch atheistisch. „Sie führt kompromißlos den Kampf gegen alle Erscheinungen der bürgerlichen Ideologie“, hieß es im SED-Statut. Zu den Erscheinungen der bürgerlichen Ideologie gehört aber die Religion. Nun machen Menschen, die in einem liberaleren gesellschaftlichen Gesamtrahmen leben, oft einen Unterschied zwischen Parteien und Staat. In der DDR gab es zwar auch Parteien - im Plural -, die aber keine Rolle spielten. Wichtig war nur „die Partei“. Jedermann wußte, wer damit gemeint war. Es handelte sich bei der DDR nicht um einen Staat, der Parteien hat, sondern um eine Partei, die einen Staat hat. Diese Partei sah in der Nachfolge Lenins die Klärung der Machtfrage und die Erhaltung der Macht als die entscheidende Aufgabe.

Wer Verantwortung übernehmen wollte, hatte seinen ideologischen Standpunkt der Partei gegenüber zu klären, selbst als Parteiloser; für Stellen mit Leitungscharakter kamen ohnehin nur Parteimitglieder in Frage. In den immer stattfindenden Schulungen wurde von der Partei auch zu Glauben und Kirche Stellung genommen, grundsätzlich, aber auch immer wieder aktualisiert. Religion kam vor in der Formulierung „religiöser Aberglaube“. Sie wurde besprochen als Gegensatz zur Wissenschaft. Sie habe ihren Ursprung in einem primitiven Bewußtsein. Die Kirche bekam Epitheta wie „Nato-Kirche“ bis „Handlangerin des Imperialismus“. Wo Kommunisten oder solche, die Wert darauf legten, daß man sie für Kommunisten hielt, etwas zu sagen hatten - und das war überall - erkaltete jeder Ansatz einer für Glauben und Kirche aufgeschlossenen Atmosphäre. Wenn überhaupt noch eine Steigerung der allgemeinen Gott-Losigkeit möglich war, dann war diese Situation im Raum der Volksbildung gegeben. Sie hat sich -

geleitet von Margot Honecker - bis zum letzten Augenblick jedem Gespräch verschlossen, hat sogar die Frage überhört, was es bedeute, wenn christliche Kinder ein Schulsystem durchlaufen müßten, dessen Aufgabe „die allseitige Bildung und die kommunistische Erziehung der Kinder und Jugendlichen“ ist. Der Raum der Schule war von daher für Christen „eisig“ - Es gehörte Mut dazu zu erklären, „ich gehe in die Christenlehre“ oder in den Religionsunterricht, „ich gehe in die Kirche“. Christen waren die „Andersdenkenden“. Kinder erklärten ihre Zugehörigkeit zur Kirche da, wo sie ganz selbstverständlich und sicher in einer christlichen Familie lebten und sich seelisch geborgen fühlten. Dieser Fall war besonders da gegeben, wo - neben anderen Bedingungen - Vater und Mutter in gleicher Weise mit der Kirche verbunden waren. Es gab solche Familien und deshalb Kinder, die mit einer gewissen Ungeniertheit über ihre Kirchenzugehörigkeit Auskunft gaben. Aber sie waren nicht in der Mehrzahl. Für die meisten katholischen wie evangelischen Christen galt es, vorsichtig zu sein, möglichst nicht aufzufallen.

Da die Partei in ihrem tiefen anthropologischen Mißtrauen gegen die Selbständigkeit der Menschen immer neue Zeichen der Ergebenheit verlangte - dazu gehörten die sogenannten Volkswahlen, Selbstverpflichtungen, die Teilnahme an Maidemonstrationen, Spenden, Mitgliedschaften in den sogenannten Massenorganisationen -, den meisten Leuten solche Pflichten aber zuwider waren, gab es beständig die nur äußerliche Erfüllung derartiger Pflichten, Mitmachen ohne Überzeugung, Akklamation ohne Übereinstimmung. Diese sozialistische Mimikry erzeugt nicht nur ein zweigleisiges Denken und das Auseinanderklaffen von Überzeugung und Ausdruck, sondern hinterläßt auf die Dauer das Gefühl, entwürdigt zu werden. In diese Zweigleisigkeit wurden auch die Kinder christlicher Familien, sobald ihre Vernunft sich einen Überblick verschaffen konnte, hineingenommen, ja hineinsozialisiert. Sie unterschieden dann genau, wo man was sagen konnte, wie man die „Mächtigen“ - und ein Lehrer ist für ein Kind schon ein Mächtiger - „bedienen“ kann. Wo die Kirche Eltern auf ihre Erziehungspflicht aufmerksam machte, wurde auch immer von der Gefahr der Zweigleisigkeit, der Nichtzusammengehörigkeit von Denken und Wort, von der lügnerischen Existenz gewarnt.

Die Parteiideologen begnügten sich nicht damit, Erklärungen durch das Wort zu verlangen, sie dachten sich auch sozialistische Zeichen, Pseudosakramente zu den Lebenswenden aus. Es gab die sozialistische Namensgebung, die sozialistische Eheschließung, die sozialistische Bestattung, die sich freilich deshalb nicht durchsetzen konnten, weil keine Macht dahinter stand. Die Verhältnisse lagen anders bei der Jugendweihe, die zwar offiziell von einem „Ausschuß für Jugendweihe“ veranstaltet wurde, hinter der aber der ganze Druck der Schule stand. In der siebenten Klasse

warben die Lehrer für die Teilnahme und drückten da, wo Eltern zögerten, ihre Befürchtung aus, daß sie durch Nichtteilnahme dem Kind seinen Lebensweg verbauen würden, etwa dadurch, daß es dann nicht auf die Erweiterte Oberschule kommen könnte oder daß die guten Lehrstellen für Kinder ohne Jugendweihe nicht zur Verfügung stünden. Die Jugendweihe war genau gegen die Konfirmation gezielt. Sie war entwicklungspsychologisch gut angesetzt und wirklich ein „rite de passage“ im Übergang vom Kind zum Erwachsenen. Die katholische Kirche hat zusammen mit der evangelischen die Jugendweihe heftig abgelehnt, davor gewarnt, die Teilnahme verboten, ja sogar Sanktionen angedroht. Während die evangelische Kirche sich im Laufe der Zeit mit den Verhältnissen arrangierte, „kämpfte“ die katholische Kirche bis zum Schluß gegen die Jugendweihe. Freilich wurde es immer mehr ein Kampf der Bischöfe und Pfarrer, weil die Familien und die Achtklässler sich nicht mehr in der Lage sahen, diesem Druck zu widerstehen.

Wer die Schwierigkeiten des christlichen Lebens von Kindern in der DDR beschreiben will, muß für katholische Kinder die extreme Diasporasituation der Katholiken in der DDR erwähnen. Der Anteil der katholischen Christen an der Gesamtbevölkerung ist verschwindend - nach Angaben des Ost-Berliner Instituts für Sozialdatenanalyse 3,6 Prozent. Ein katholisches Kind in einer Schulklasse ist deshalb einsamer als ein evangelisches Kind. Allerdings hören Kinder die Frage: „Wieviel Katholiken seid ihr denn in eurer Klasse?“ anders. Sie antworten nämlich oft, „wir sind vier Christen“, sie machen die konfessionelle Unterscheidung einfach nicht mit. Es gab für christliche Schüler und Schülerinnen natürlich auch die individuelle Schikane. So konnte es passieren, daß eine Lehrerin einen Jungen, der sich in Übereinstimmung mit seinen Eltern gegen die Jugendweihe entschieden hatte, vor der Klasse einen „Staatsfeind“ nannte. Es gab den Fall, daß ein christliches Kind aufstehen mußte, während die Klassenkameraden aufgefordert wurden: „Schaut ihn euch an, so sieht einer aus, der immer noch an Gott glaubt.“ Es gab das Nachspionieren, ob Internatsschüler am Abend die Glaubensstunde der Gemeinde besuchten. Es konnte passieren, daß an einem Tag, wo ein Gottesdienst mit großer Beteiligung geplant war, von der Schule zur gleichen Zeit ein Sportfest angesetzt wurde. Aber solche Vorkommnisse geschahen nicht am laufenden Band und waren Überspitzungen, gegen die man - theoretisch - protestieren konnte. Viele Eltern wollten aber nicht, daß daraus ein Fall für eine Beschwerde wurde oder daß der Bischof bei seinem nächsten Gespräch mit dem Rat des Bezirkes solche Vorfälle zur Sprache bringt. Sie hatten Angst. Solche Ausdrucksformen eines gezielten Glaubens- und Kirchenhasses wurden im Laufe der Jahrzehnte weniger häufig, denn auch die Religionslosigkeit produziert eine gewisse Gleichgültigkeit, vor allem aber:

Solche Sonderbehandlungen christlicher Kinder waren nicht nötig. Die atheistische Grundhaltung war die herrschende geworden. Als die Flüchtlinge des Sommers 1989 ihre Kinder in westlichen Schulen anmeldeten und man sie wegen des Religionsunterrichts nach ihrer Konfession fragte, lautete die Antwort auf die Frage oft: „So etwas gab es bei uns nicht.“

Mit der „Wende“ gegebene Probleme

Der Raum der Schule war atheistisch und unchristlich. Die Kirche mußte um des Glaubens willen den Kontakt zur Schule vermeiden. Sie mußte Kinder und Jugendliche zu ihrer Katechese nicht nur aus der Schule holen, sondern sie auch gegen den Einfluß der Schule gefeit machen. Nun aber bereitet sich in der Schule eine gewisse Wandlung vor. Sie gibt sich aufgeschlossen. Sie lädt Pfarrer ein, vor der Lehrerschaft über Religion zu reden. Zu bestimmten Themen, die in der neunten oder zehnten Klasse erörtert werden, holt man Leute der Kirche dazu. Es gibt also eine anfänghafte Öffnung der Schule. Das ist noch weit davon entfernt, daß die Schule kirchenfreundlich ist. Dafür war die Lehrerschaft zu lange in einer unkirchlichen Haltung bestärkt worden. Aber es zeigt sich doch der Anfang eines Anfangs.

Die katholische wie die evangelische Kirche erörtern nun das Problem: Was würden wir tun, wenn von der Schule bzw. vom Bildungswesen der DDR das Angebot käme, Religionsunterricht als Schulfach in einer sich erneuernden Schule zu übernehmen? Es spricht vieles dagegen. Den Katecheten ist die kirchennahe und gemeindeverbundene Katechese in vierzig Jahren ans Herz gewachsen. Sie hat sich bewährt. Sie möchten dabei bleiben und sie in der neugewonnenen freiheitlichen Situation ausbauen. Wenn sich die Katecheten bei einer Antwort dem Gefühl überlassen, würde die Antwort ohne viel Nachdenken lauten: Um Gottes willen, nein! Dieses Nein wird auch untermauert durch einen Blick auf die Zahlen. Die Christen sind - evangelische wie katholische - wirklich eine „kleine Herde“. Konkret sieht der Anteil der Christen in einer Schulklasse so aus, daß in der Regel ein katholisches Kind und vielleicht zwei evangelische Kinder in einer Klasse sind. Wie will man einen solchen Religionsunterricht organisieren? Die Stadt Erfurt hat 220 000 Einwohner, davon sind etwa 30 000 evangelische und 15 000 katholische Christen. 6% der Neugeborenen werden getauft. Dabei handelt es sich in Erfurt um eine für die Kirchen noch befriedigende Situation. Auch unter statistischen Gesichtspunkten muß die Antwort wohl „nein“ lauten. Religionsunterricht in der Schule ist noch nicht aktuell, die Frage ist aber gestellt.

In dieser Situation des Suchens um eine Antwort erreichen uns zwei verschiedene Signale von Religionslehrern aus der Bundesrepublik. Die einen sagen, „laßt euch nicht auf das Unternehmen ein, Religionsunterricht als Schulfach zu wünschen. Er informiert ein wenig, aber er hilft nicht

glauben.“ Die anderen sagen, „ihr habt jetzt eine Chance, die nie mehr wiederkehrt. Religionsunterricht in der Schule und unter den Bedingungen der Schule hilft jungen Menschen, geistig zu leben, ermöglicht Weltdeutung, Transzendenzbezug und das Verständnis einer Gesellschaft, die durch das Christentum geprägt ist.“ (Beides, die Problematik wie auch die Wichtigkeit des schulischen Religionsunterrichts sind eindrucksvoll beschrieben im Beschluß „Religionsunterricht“ der Würzburger Synode.) Die Frage, ob nicht eine Chance verpaßt wird, wenn allzu eifertig abgelehnt wird, ist meines Erachtens gewichtig. Denn es reicht ja nicht aus, daß die Kirche Vorschläge für religiöse Inhalte im Fächerkanon der Schule und bei den Lehrmitteln macht, daß sie Angebote zur Weiterbildung der Lehrer gibt, daß sie ihren Einfluß - der zur Zeit groß ist - dazu benutzt, Lehrinhalte, Lehrstil und Lehrerausbildung vom christlichen Menschenbild her mitprägen zu lassen, daß sie - wie es die evangelische Kirche tut - einen Ethikunterricht für alle Klassen fordert. Religion in Plänen, in Büchern und in Lehrmitteln anwesend, bleibt inexistent, wenn nicht lebendige Menschen sich in ihren Dienst stellen. Wie will ein Lehrer - bei allem guten Willen - die Grundzüge eines christlichen Menschenbildes vermitteln, wenn er selbst Kirche und Glaube fremd gegenüber steht, wenn der richtige und bereichernde Inhalt nicht durch ihn selbst hindurchgegangen und mit Leben erfüllt ist. Ein christliches Sachangebot der Schule wird nicht ausreichen. Eine Änderung der Pläne in eine christentumsfreundliche Richtung wird nur Sinn haben, wenn es auch ein damit verbundenes *personales* christliches Angebot gibt. Schule und Gesellschaft könnten es gut brauchen. Das bedeutet freilich, daß in der heutigen DDR ein neuer Stand entstehen muß, der des gläubigen und zum Zeugnis bereiten Religionslehrers. Natürlich ist so etwas nicht ministeriell anzuordnen, es ist auch nicht in wenigen Jahren zu verwirklichen. Langer Atem wird notwendig sein. Die Katechetische Arbeitsgemeinschaft der Jurisdiktionsbezirke der DDR hat der Berliner Bischofskonferenz einerseits empfohlen, darauf hinzuwirken, daß verfassungsrechtlich verankert wird, daß kirchlicher Religionsunterricht an öffentlichen Schulen gehalten werden kann, sofern Eltern und Religionsgemeinschaften das wünschen. Sie hat aber auch die Möglichkeit offen gelassen, daß dieses Recht nicht in Anspruch genommen wird, sondern empfohlen, in der Regel den Religionsunterricht in den Pfarrgemeinden zu halten, weil die bisherige katechetische Arbeit eine wesentliche Dimension des Glaubensaufbaus ist, weil er eine ganzheitliche Glaubenserziehung ermöglicht, weil er die Zugehörigkeit zu einer konkreten Gemeinde bestärkt, weil in dieser bisher geübten gemeindlichen Katechese viele ehrenamtliche Katecheten die Glaubensvermittlung mittragen. Auch der Gedanke der Freiwilligkeit spielt dabei eine große Rolle.

In der DDR herrscht zur Zeit - ich schreibe das am 1. Juni 1990 - große Unruhe. Das hat mit der gesellschaftlichen und sozialökonomischen Umstellung zu tun, reicht aber tiefer hinein in die Probleme des Bildungswesens, der Kultur und der Werte. Die Entscheidungen, die jetzt gefällt werden, beeinflussen in außerordentlicher Weise unsere Zukunft.

Literatur

Kinder Gottes. Einführung in das christliche Glaubensleben. Religionsbuch für Kinder des 1. Schuljahres, Leipzig (St. Benno-Verlag) ¹⁵1984.

Miteinander glauben. Religionsbuch für Kinder des 2. Schuljahres, Leipzig (St. Benno-Verlag) 1988.

Gotteswort. Auswahl aus den Schriften des Alten und Neuen Testaments für die Katechese, Leipzig (St. Benno-Verlag) 1979.

Grundriß des Glaubens. Katholischer Katechismus, Leipzig (St. Benno-Verlag) ⁴1986.

Zeichen der Liebe. Unterrichtsbuch zur Vorbereitung der Kinder auf Erstbeicht und Erstkommunion, Leipzig (St. Benno-Verlag) ⁶1987.

Ferdinand Krenzer, Glaube aktuell? Eine katholische Glaubensinformation, Leipzig (St. Benno-Verlag) 1978.